

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 189.

Montag, 16. August

1926.

Herztod.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Als Baron Rolf die Nachricht von Sybille's Verheiratung erfuhr, gab ihm flammende Eifersucht einen Stich durchs Herz. Er sah noch einmal das farbensprühende, von jauchzendem Leben glühende Bild der Tänzerin vor sich, wie er sie — ein Jahr mochte es her sein — in der Hauptstadt kennen gelernt und dann im Frühling zu ihrem Schwager herausgelockt hatte, um sie näher bei sich zu haben.

Er ließ sich, wie das in der letzten Zeit häufig geschah, ein paar Flaschen Wein aus dem Keller holen und brütete über ihnen bis tief in die Nacht hinein.

Dabei versöhnte er sich immer mehr mit dem Geschehenen und fand, daß sein Schicksal auch hier in die Glückseligkeit geschlagen hatte.

Weg von hier — am anderen Ende des Tales — einem anderen verheiratet — es war gut so. Sein Verlangen, an nichts mehr erinnert zu werden, was mit ihr und ihrer ganzen Familie zusammenhing, war so heftig, daß er in den nächsten Wochen noch einen weiteren Plan ausheckte.

Das Verlöbniß mit Ate Sawinten ließ ihm Zeit dazu. Seine stolze Braut kam zwar ziemlich häufig nach Klammed, wo sich Graf Leo stets ganz besonders auf ihre Gesellschaft freute und mit ihr Zukunftsräume spann, wann sie erst im Schlosse hausen und sein eiförmiges Leben bereichern und mit Wärme umgeben würde.

Für Rolf hatte sie dabei stets nur wenige und kurze Worte, und auch seine nicht allzu häufigen Besuche auf ihrem Schlosse bewegten sich in den Grenzen kühler Höflichkeit. Er kam ihr trotz aller Bemühungen nicht um einen Schritt näher und wunderte sich insgeheim oft selbst darüber, daß sie seiner Werbung so schnell nachgegeben. Manchmal überkamen ihn dabei tolle und unheimliche Gedanken, die er durch Wein zu betäuben suchte.

Graf Leo war gegen ihn wohlwollender und freundlicher als je zuvor. Er rechnete dem Neffen die geplante Heirat ungemein hoch an.

So war es für Rolf ein leichtes, den Grafen zu bestimmen, daß man den ungefügen Block beseitigte, an dem Trullachers Hütte hing. Das plumpe Felsstück hinderte die gerade Straßensführung, hemmte die Ausdehnung des Dorfes — kurz, es war ein Hindernis für jede freiere Entwicklung. Es mußte weg.

Der Graf erwarb von der Witwe des Forstarbeiters Hütte und Grund. Nach wenigen Tagen schon war der dürftige Holzbau verschwunden, in dem Trullacher früher gehaust, gesorgt und gerungen hatte. Jetzt sollte der Felsblock daran glauben.

In die nebligen Novembernächte hinein frachten die Sprengschiffe, und jeder Brocken Stein, den am anderen Morgen stämmige Rosse wegführten, nahm dem Baron gewissermaßen eine Last von der Seele.

Bald hoffte er völlig frei aufatmen zu können. Der Hochzeitswagen, der ihm noch vor Weihnachten die Braut zuführen würde, sollte auf neuer Bahn nach Klammed gelangen und unterwegs auf nichts stoßen,

was der stolzen Ate Stürzunzeln und geheime Gedanken erregen konnte, vor denen es Rolf zuweilen mitten in erhitzten Zecherstunden schauderte und bangte, daß er in seinem schwach erleuchteten Zimmer plötzlich aufsprang, in die Schatten starrte und manchmal nahe daran war, ohne Grund um Hilfe zu schreien, bis er sich besann, laut auflachte und nach einer neuen Flasche griff.

Um diese Zeit war es einmal, daß die junge Riedhammerbäuerin in ihrer Milkammer, wo sie einen frischen Weibling aufzehrte, jäh zusammenschrak. In dem niederen Fenster, das nach dem Waldweg hinaus sah, war ein Kopf sichtbar geworden, den sie schon lange nicht mehr gesehen hatte.

„Sybille!“ murmelte der Baron draußen mit leiser, verlängernder Stimme.

Der breite Milknapf entglitt ihren Händen, daß im nächsten Augenblick ein rahmgelber See um ihre Füße strömte. Aber schon war der unerwartete Gast verschwunden. Sie trat mit zitternden Beinen vor das Haus und schaute dem Ungebetenen nach, der sich bereits wieder auf sein Pferd geschwungen hatte und zum Walde sprengte. Sie blinnte ihm nach, bis er in Nebel und Tann verschwunden war. Dann zog sie ein armseliges Bändchen aus der Brust, öffnete es und starrte auf ihr eigenes, vergilbtes Bild. Langsam ging sie in das Haus zurück, öffnete mit leiser Hand die Kinderstube und betrachtete die ruhigen Züge der drei noch schlafenden Kinder ihres toten Schwagers.

Ihre Augen wurden heller, und ihre zuckenden Lippen schienen einen tiefen Schwur zu murmeln, während nebenan in der Küche Trullachers Witwe ahnungslos am Herde hantierte und der junge Bauer neben ihr stand und ihr gutmütig Spanholz schnitt. Aber auch die frühere Tänzerin kam nicht so leicht von dem los, was gewesen war.

Eines Tages kam die Beschließerin vom Schloß Sawinten in die Wohnstube des Riedhammerhofs.

Der gnädigen Frau Gräfin war ihre Jungfer einge laufen, die eine große Adelfertigkeit besessen hatte. Es gab dringende Arbeit bei der bevorstehenden Hochzeit. Man hatte gehört, daß die junge Bäuerin besonders flink und geschickt im Nähen war. Ob sie nicht ausnahmsweise gegen guten Lohn bereit wäre, ein paar Tage auf dem Schlosse auszuhelfen.

Barthl Seiß runzelte die Stirn und wollte brummen.

Aber ein einziger Blick Sybilles, die bei der seltenen Botschaft jäh aufgehört hatte, war kräftig genug, ihn umzustimmen.

„Morgen komme ich“, sagte die Bäuerin.

Am anderen Morgen erschien sie, ländlich gekleidet und doch mit städtischen Manieren und Gebärden, auf Sawinten, wo sie zu der Gräfin geführt wurde.

Die beiden Frauen, die sich unter so sonderbaren Umständen zuletzt gesehen, schienen all das vergessen zu haben und kamen sich wie auf Grund einer stillschweigenden Abmachung unbefangen und freundlich entgegen.

„Ich habe eine Bitte an Sie“, sagte Ate ruhig. Das weiße Seidenkleid, das Sie hier liegen sehen, hatte Frau Gräfin Klammer ihrer Nichte Hedi anfertigen lassen, wenn diese einmal heiraten würde und die leidende alte Dame nicht mehr am Leben oder doch nicht mehr imstande wäre, ihr dieses Festgewand zu schenken, das sie jedenfalls stiften wollte. Leider hat es das Schicksal gewollt, daß Hedi starb, ohne den bräutlichen Schmuck tragen zu dürfen. Sie war meine beste Freundin, und ich möchte daher an meinem eigenen Hochzeitstag dieses Kleid besitzen, das mir Graf Leo auf meine Bitte hin gegeben hat. Es bedarf nur einiger kleiner Abänderungen. Denn in der Hauptsache gleicht ja meine Gestalt der meiner armen Freundin so ziemlich. Sie werden am besten sehen, was fehlt, wenn ich das Kleid anziehe . . .“

Damit nahm sie die leise rauschende Seide auf und ging ins Nebenzimmer.

Die junge Bäuerin war bleich geworden, während die Gräfin sprach, und hatte ihre Erregung nur mühsam beherrscht. Als Ate aus dem Zimmer gegangen war, hatte Sybille sich an den Tisch gesetzt und den Kopf in die Hände gestützt. Qualende Gedanken brausten ihr wirr durch das Hirn.

Es schien einen Augenblick, als ob sie aufspringen und aus dem Schlosse fliehen wollte.

Dann zog sie wieder das kleine Bild aus der Brust, dessen Anblick ihr Mut und Kraft zurückbrachte, auszuhalten, was die Stunde für sie bestimmte.

Trotzdem aber erschütterte sie das Bild der nächsten Minute in tiefster Seele, als nun die Gräfin in dem Brautkleid ihrer toten Freundin unter die Tür trat. Denn niemals hatte Sybille die Ähnlichkeit zwischen beiden so ergreifend vor Augen gestanden.

Sie mußte unwillkürlich den Blick senken und sah die Augen Ates ernst und forschend auf sich gerichtet, als sie wieder emporzuschauen wagte.

Mit zitternden Fingern prüfte sie die Stellen des Kleides, die einer Abänderung bedurften, und steckte mit kleinen Nadeln die darauf notwendigen Zeichen.

Dann begann die Arbeit, bei der die Gräfin meistens im Zimmer war und wortlos der schweigenden Näherin gegenüber saß.

Allmählich knüpfte sich mit gleichgültigen Reden ein Gespräch an, das langsam dem näher kam, was beiden die Seele bewegte. Plötzlich — am zweiten Tage zur halben Mittagszeit — schloß sich Sybilles Innerstes vor den schonenden Fragen der Gräfin auf. Da erfuhr sie, was sie wissen wollte.

Die arme Weberstochter, eins von vielen Kindern, deren ältere Schwester schon früher dem Forstarbeiter Trullacher in die Ehe gefolgt war, hatte von Jugend auf schneller bewegtes Blut und ein freieres, leichteres Dasein. Ihr Sinn drängte aus der Regelmäßigkeit des Elternheims hinaus in die glänzende, glühende, verführerische Welt. Ein Zigeunerweib, das ab und zu in den kleinen Marktflecken kam, wo Sybille heranwuchs, zeigte ihr den Weg dadurch, daß es in dem frühreifen Kinde die weichen Glieder in rauschenden Tänzen entfesselte. Der abgearbeitete Vater konnte sich nicht um das kümmern, was tagsüber mit den Seinen geschah. Die Mutter sah Glück darin, daß das Mädchen einer Tanzschule zustrebte und damit für ein besseres Los bestimmt schien . . . Ate, die nie die Wirren des Lebens kennen gelernt hatte, sondern immer einen geebneten, sonnenklaren Weg gegangen war, hörte mit Staunen und Mitleid, ja, nicht ohne Beschämung über das, was andere gelitten und sie selbst nie erfahren hatte, die allmählich leidenschaftlicher werdende Lebensbeichte der Näherin. Sybille aber, innerlich froh, sich endlich das eigene Schicksal von der Seele reden zu können, schilderte in packender Treue, wie sie Tänzerin wurde und einige Jahre in der Welt draußen umherzog, bis sie bei einem Engagement in der Hauptstadt den Baron Rolf kennen lernte, der sie fest und stürmisch an sich riß. Auch das verstand die Gräfin jetzt, wie sie es so aus der Natur der anderen herauswachsen sah.

(Fortsetzung folgt.)

Die Begegnung mit dem Seeadler.

Von D. Fechner.

Gerade als die erste Lerche in den noch sternbesäten Morgenhimmel jubelt, um ihren Schöpfer zu preisen, bin ich an einem großen Teiche angekommen. Seine eine Breitseite stößt an ein Fichtenhochholz, an dessen Rand eine starke Birke steht, hinter deren Stamm ich Platz nehme. Ein wenig links von dem Hauptteich, nur durch den schmalen Dammweg von ihm getrennt, befindet sich ein kleines, sehr vertrautes Wasserloch. Noch kann ich der Dämmerung wegen nichts sehen; desto mehr höre ich aber. Da ist zunächst ein Frosch, der mich amüsiert, denn er quakt nicht wie andere dumme Frösche, sondern „ruft“, erst leise, wie probierend, dann immer lauter und eindringlicher: „Zigarätt — Zigarätt — Rätt — Rätt! Zigarätt — Rätt — Rätt.“ — In zweiter Linie ist es ein Rohrfänger, der mit geradezu gewaltigem Stimmaufwand sein Frühkonzert gibt. Manchmal klingt der Ton blechern, manchmal hölzern, zuletzt aber hart und scharf. Ein Bläshahn läßt fortgesetzt sein gellendes „Krähen“ hören, wogegen das weiche „Waa“ eines Erpels sich sammetweich anhört. . . .

In der Lichtflut des jungen Morgens sind die letzten Sterne ertrunken, und der Himmel hat einen gelbvioletten Schleier übergeworfen. Das Wasser rauscht wie flüssige Lava und erschauert leicht unter dem Hauch der Morgenkühle. — Eine Rohrdommel streicht an mir vorüber, und ganz in meiner Nähe „blüht“ jetzt etwas auf: es ist die weiße Brust eines Haubenlauchers. Bald weist die Oberfläche auch den zweiten Taucher aus, und nun zeigen mir beide ihre erstaunlichen Kunststücke im Tauchen. Fast unhörbar lassen sie sich vom Wasser verschlucken, und nur ein kleines, schlinderndes Kreischen verrät die Stelle, wo es war. Zwanzig, dreißig, fünfzig Meter weiter spuckt sie die Silberflut wieder aus, um sie im nächsten Augenblick aufs neue zu verschlingen. So treiben die beiden „Künstler“ ihr Nixenspiel, sich nährend und mir die Zeit verkürzend.

Jetzt rudert eine Entenmama mit ihrem achtköpfigen Nachwuchs aus dem „Dampfbad“ heraus, landet an dem Dammweg und geht in das früher erwähnte vertraute Wasserloch, wo die noch sehr schwachen Jungentchen sich in der spähsten Weise mit Fliegen- und Mückenjagd beschäftigen. Aber die kleinen „Jäger“ werden bald „Gefasste“. Denn die „Freifrau Ermeline von Burg Malepartus“ kommt von ungefahr den Damm entlanggeschwüpft. Im Fang trägt sie ein rattenartiges Tier, das ich durch mein lichtgewaltiges „Uranos“ als halbwildes Kaninchen anspreche; es soll der zahlreichen jungen „Raubritterschaft“ als erstes Frühstück dienen. Raum hat die Fähe die jagende und zum Jagen einladende Entenfamilie eräugt, als sie auch schon verbohrt und ihre dürftige Beute niederlegt. Aber das verschmitzte, wise Gesicht hülst ein teuflisches Grinsen, denn so viele, ledere Entenbräthen in der „Mausefalle“, das war noch nicht da; das wird ein Vergnügen werden. O, ihr lieben, kleinen Bösel, wie artig ihr das angestellt habt!

In demselben Augenblick hat die Mutterente den gefährlichen Feind aber auch eräugt, und mit einem gellenden „Aää! Aää!“ lallert sie, sich Flügelstark stellend, aus dem Loch heraus, dem Fuchs fast in den Fang. Gierig macht dieser einen gewaltigen Raubsprung nach der Ente. Ja, Kuchen! Wäre sie hinten etwas länger gewesen, hätte er sie vielleicht noch erwischt; so plumpst er mit leerem Fang nur ins Wasser. Mißmutig landet er wieder auf dem Damm. Zwischen „sauerer Trauben“ und dünnen Brutenten ist kein großer Unterschied. Hier in dem kleinen Wasserloch warten ja genug süße, erreichbare „Trauben“ an ihnen wird er sich schadlos halten, defektieren. Aber zum Rudud nochmal, wo sind die kleinen „Kröten“ denn mit einemal hin? Nichts ist zu äugen. Doch, da, dicht neben dem breiten Blatt einer Wasserrose ragt ein kleines schwarzes Schnäbelchen hervor. Nun guck einer an, wie schlau die jungen Dinger schon sind, fast so schlau wie ein Fuchs. Na warte nur, du kluger Schelm, dich werden wir bald haben. Die Fuchsin „zielt“ ordentlich mit dem Fang, dann macht sie einen Hechtsprung in den Fuhl. Doch wieder bleibt der Fang leer, bis auf etwas Wasseraraz, das er gefasht hat, aber schnell wieder auspuckt. — Wo sind nur die vielen Entchen hin? Da lugt wieder ein Schnäbelchen aus dem Wasser hervor: Sprung! Wupp! Nichts! Die Fähe wird jetzt ganz wild und pantst wie wahnsinnig in dem Wasserloch umher. So oft sie aber auch springt und schnappt, immer bleibt ihr Fang leer. Das Unwahrscheinliche wird hier Ereignis: ein Fuchs ist nicht imstande, in einem kaum zwanzig Quadratmeter großen Wasserloch von acht flugunfähigen Jungentchen auch nur ein einziges zu erhaschen. Schon fast eine Viertelstunde dauert das „Kak- und Mauspielen“. Aber die „Mäuse“ sind diesmal der „Kake“ überlegen; ihre Vertrümlungsgunst ist größer als die Gewandtheit und Findigkeit des roten „Jägers“.

Vielleicht hätte sich das „Jagdspiel“ noch länger hingezogen, wenn nicht plötzlich etwas eingetreten wäre, was mich wohl in ebenso großes Erstaunen versetzte wie den Fuchs: Ich höre in meiner nächsten Nähe ein starkes Rauschen, und ehe ich mich über die Richtung, aus der es kommt, orientiert habe, fußt auf derselben Birke, unter der ich stehe, ein Vogel von gewaltigen Ausmaßen. Dant meiner ornithologischen Kenntnisse kann ich den herrlichen Segler der Lüfte als alten Seeadler ansprechen, den ersten, der mir in deutschen Landen jemals begegnete. Interessiert äugt der königliche Vogel von seiner hohen Warte auf das Wasserloch, in dem es so verlockend plätschert und plätschert; denn auch er hat sein erstes Frühstück noch nicht verzehrt, das er mit Vorliebe — was schon sein Name besagt — dem feuchten Elemente entnimmt.

Aber auch Frau Reineke hat den mächtigen Vogel eräugt und wahrscheinlich auch zum erstenmal in ihrem Leben, daher ihr unverhohlenes „Erstaunen“, das ins Menschliche übertragen etwa bedeutet: „Das scheint ja ein „ganz Gefährlicher“ zu sein, mit dem ist nicht gut „Kirschen“ essen.“ Und ebenso schnell wie geräuschlos klettert sie, schlant und dünn wie ein Hal, aus dem Wasser, nimmt ihr Kaninchen auf und ist mit einigen Gluckten im nahen Walde verschwunden, als hätte sie soeben den Teufel geäugt.

Nun beginnt der Adler mit seiner Morgentoilette, indem er mit dem krummen Schnabel in seinem Gefieder nestelt. Er hat keine Ahnung davon, daß das Berdörben, der Tod unter ihm lauert. Ja, sein Leben ist in meiner Hand! Ein schwacher Fingerdruck, und der entfesselte Stahlblitz würde ihn von seinem hohen Luftstich herunterwerfen. Aber nein, ein so kostbarer Vogel muß gesichert werden, und ich verzichte gern auf das fraglos seltene Weidmannsheil, ihn zu erlegen, was mir um so leichter fällt, als die Karpfen in dem Teich zu meinen Füßen, um daretwillen der Adler sicherlich hier weilt, mir nicht gehören. Mag er sich seinen Tribut an den beschuppten Bewohnern der silbernen Flut holen, er ist ein Seeadler! Als solchen hat ihn die Natur hervorgebracht und muß ihm deshalb auch das Bieten und gönnen, was er zu seinem Unterhalt braucht. Ich spreche ihn des Todes nicht schuldig und mache von meinem „Begnadiungsrecht“ Gebrauch; er soll leben und das Reich der Lüfte noch recht lange beherrschen, zur Freude aller Naturliebhaber, denen es bechieden ist, ihm einmal zu begegnen.

Nach einem Weildchen streicht er ab und umkreist mit etwas nach unten gesenktem Kopf den ganzen Teich. Seine Flügelschläge sind langsam, wuchtig und fördernd. Unwillkürlich muß ich an einen Dirigenten denken, der den Meistersinger aufmarsch dirigiert. Trotzdem der Teich mit Karpfen reich besetzt ist, stößt der Adler doch nicht einmal nieder, sondern erhebt sich bald höher und höher und entschwindet meinen Blicken hinter den Gipfeln der Waldbäume. — Er freut über die seltene Begegnung mit dem königlichen Vogel sehr ich meinen Wunschgang fort.

Aus meiner Marter-Sammlung

Einige besonders nette Stücke mitgeteilt von Fr. A. Bus.

In meiner Sammlung gibt es nur „echte“ Sachen. Sie sind also draußen in der Wirklichkeit zu finden. Ihr Reis liegt darin, daß sie ernst gemeint sind. Von ihnen kann man sogar sagen, daß sie buchstäblich todernst empfunden sind. Denn nur von Toten handeln sie. Und tragen doch die Wohltat in sich, daß man sich über sie gesundlachen kann. So man Sinn für ungewollten Humor hat.

Zu Birl im Oberinntal finden wir folgenden Marterlspruch:

Hier fiel Jacob Hosentkopf
Vom Hausdach in die Ewigkeit.

Ebenfalls im Oberinntal begegnen wir am wild-
rauschenden Wasser folgenden Inschrift:

Hier ist ertrunken Anna Lentner,
Sie wog mehr als dritthalb Zentner.
Gott geb ihr in der Ewigkeit
Nach ihrem Gewicht die Seligkeit.

Am Duxerjoch lesen wir:

Hier ruhen ihrer drei:
A Ochs, a Gel und er dabel.

Zu Pitstal in Tirol wird uns summarisch verkündet:

Hier liegen begraben
Vom Dunder erschlagen:
3 Schaf, a Kalb und a Bua
Herr! Gib ihnen die ewige Ruba!

Die ganze Ehe des Toten beleuchtet ein Grabspruch,
der sich in Oberperfuss in Tirol befindet; er lautet:

In diesem Grab ruht Annich Peter,
Die Frau begrub man hier erst später,

Man hat sie neben ihm bearaben:
Wird er die ew'ge Rub nun haben?

Einem Manne, der sich während der Lebenszeit schein-
bar dem Alkohol verschrieben hatte, singt der Grabstein zu
Brixen in Tirol folgendes Carmen:

Im Leben rot wie Zinnober,
Im Tode wie Kreide so bleich,
Gestorben am 12. Oktober,
Am 14. war die Leich!

Folgende liebliche Poeterei finden wir gleichfalls auf
einem Grab zu Brixen in Tirol:

Ich wuchs ganz allgemain heran,
In meiner Sündenblüte,
Da kam ein Stier an mir vorbei,
Und stieß mich in die Mitte;
Zur Himmelsfreud, zur ew'gen Ruh,
Kam ich durch dich, du Rindvieh, du.

Zu Brien am Chiemsee, dem Orte mit den prachtvollen
altdeutschen Familiennamen, lesen wir folgende Grab-
inschrift:

Hier ruht Herr Josef Schinabed,
Im Frieden sankt, im Kriege fed;
Ein Engel war er auf Erden schon,
Und G'treiter im 6. Jäger-Bataillon.

Von der Denkraft einer Kaufmannswitwe zeugen fol-
gende Zellen, die ebenfalls zu Brien sich finden; sie heißen
kurz und bündig:

Er konnte nicht mehr Kaufmann sein,
Dies zeigt dieser Leichenstein.

Im Destal verkündet eine brave Schneidersfrau:

Hier ruht leider mein Gemahl,
Er war Schneider unten im Tal.
An seiner Stelle sehe ich dort
Mit dem Geselle die Arbeit fort.

Wie lang die Jugend reicht, lehrt folgender Spruch
zu Unterlangampfen in Tirol:

Bin ein Jüngling von 57 Jahren,
Bin 3 Jahre auf dem Wasser gefahren,
Doch mit dem Schimmel fahren war meine größte Freud,
Jetzt fahr ich mit Gott in die Ewigkeit.

Nabe bei Willten ist ein Marterl, das auf dem Stod
so etwas wie ein Kapellchen trägt; an dem praxifablen
Türchen steht außen:

Hier liegt Hans Sauß,
Wand'r'er, mach das Tür'l auf!

Hat man nun das Türchen aufgemacht, so liest man innen:
Gott geb ihm die ewige Rub!
Wand'r'er, mach das Tür'l zu.

Einem gelehrten Manne namens Beder, der ganz be-
stimmt ein Weiberfeind gewesen sein muß und der im
Jahre 1804 starb, hat man auf dem alten Friedhof zu
Langenhain i. T. diese Worte mitgegeben:

Er schließ im Leben gern allein,
Drum laßet auch noch sein Geben
Hier unvermischt mit andern sein.

Das ganze Unglück eines Tiroler Bierbrauers liegt in
folgendem Vers:

Christ! stehe still und bei a bißl,
Da liegt der Bräuer Johann Rißl;
Zu schwer fast muß er büßen hier,
Er starb an selbstgebrautem Bier.

Bei Ischl lautet die Totentafel für einen von einem
Baum gefallenen Bauern:

Auf g'stiegen, — Abi g'fallen,
Heingewest! — Die Ehre sei der Dreifaltigkeit.

Zu Salzburg gab man einem Manne folgenden wel-
deutigen Spruch auf den Weg:

Hier unter diesem Friedhofsgitter,
Da ruht ein morsches Haus,
Das trank gar manchen Bittern
— Reiz des Leidens aus.

Ehe ich für diesmal den Deckel meines Paritäten-
kabinetts wieder aufklappe, sei noch folgender Grabspruch
aus der Oberpfalz an das Licht gestellt. Treubersig und
innig berichtet er:

Du fragst: Wer logiert da drin?
Es ist die Anna Schmitzlin.
Sie lag mit 45 Jahr
Grab zu Marlini auf der Bahr.
Sie war von allen Lastern frei,
Und trieb sehr stark die Gärtnerei,
Sie hat gebaut viel Rub'n und Rettig,
Gott sei der armen Seele gnädig.

— Amen! —

Die Mücke.

Von Hermann Seine.

Die volle Heiterkeit des Abends lag ausgebreitet. Blühende Linden raufchten betörend süßen Duft durch das offene Fenster. Der Mond legte Schichten von silberner Porzellan in mein Bett. Leise klang durch die laue Luft der Takt eines fahrenden Juges. Stimmen lachten hell. — Gitarren und schwimmende Lichter.

Müde, wehmütelnde Sehnsucht lebte sich noch eine Weile in die Nacht, sie mit allen Poren einzusaugen. Selten erschien das Leben so friedlich und glückangefüllt.

Im offenen Fensterrahmen gleiten Punkte auf und ab, durcheinander, spielend und machen eine feine Musik zu ihrem Reigen. Müden?? Diese zoologische Erkenntnis schließt mit einem Ruck das Fenster und sperrt die herrliche Nacht aus. Müden tanzen draußen weiter und steigen Einlaß begehrend gegen Glas.

Nichts zu machen! Bei aller Freude an euren Spielen. Ich habe nicht die Absicht, mich als Table d'hôte auszuliefern. Laßt sommerlichen Frieden in der Kammer sein, mich als glücklichen Menschen in den Traum taumeln.

Gerade an der Grenze, wo das Bewußtsein sich langsam in Unendlichkeit verliert, melbet der Hörner der feinen Ton eines über mir kreisenden Aeroplans und konzentriert die fast einschummerten Sinne in das Ohr. Ich liege mäusestill! Das Surren kommt näher, kommt giftiger — eindringlicher — tödlicher. Schnell stirbt der Rest Poesie. Eine freche Landung erfolgt mitten auf meiner Wade. — Ein wichtiger Dieb! — Und die wäre erledigt! — Ssssttt... Du lieber Gott, wer singt da noch? Ich verberge mich bis an den Hals. Näher, — ferner, — offener, — unverschämter, immer um meinen Kopf kreisend, mit ungeheurer Vorsicht. Ich schüttelte. Ruckte zur Seite. Wache unter der Decke unwillkürlich fortwährende Bewegungen. An Schlaf ist nicht mehr zu denken. Und mit viel List sinnt der Verstand Duzend Kriegspläne aus.

Lochend biete ich den linken bloßen Arm dem Vieh als Labung an. Die Muskel des rechten ist für den Schlag gespannt. Was weiß ich von der Intelligenz der Mücken! Was von ihrer Heimtücke! Vorsichtiger kann die erprobteste Patrouille nicht rekonoszieren. Eine Viertelstunde verleierte sie ihre Bewegungen, täuschte durch Scheinmanöver eine andere Angriffsfläche vor. Ich heuchelte absolute Gleichgültigkeit — schließe die Augen fest und warte — warte — warte — warte. Sie kommt... sie kommt!! — Komm nur! — Das Surren hört auf. Sie sitzt! Sie imps! Sie trinkt! — Da! — So! — Nun laß dich in ein Verbarium flehen! Für den Dieb hatte die Natur dich nicht begnadet.

Sommerliches Abendstünd ist einem verbissenen Saß gewichen. Aber hasende Menschen schlafen nicht gut. Die Nacht zerrinnt. Die Kirchenuhr hakt ihr eine halbe Stunde nach der anderen ab.

Ssssttt... Ssssttt — Also doch nicht! Herrgott, lieber einem Löwen frant und frei ins treue Auge schauen, ihn unter Umständen mit einem süßen Schuß in den Sand strecken!

Ssssttt... Ssssttt — Ja, Ssssttt — ja, Ssssttt — ich schlage mit beiden Händen wütend um mich. Fünf Brummer in der Kammer sind nichts gegen eine Mücke. Der Brummer ist ein Tolpatsch. Sein baritonaler Gesang beruhigt. Der Tenor der Mücke regt auf. Und wenn der Brummer singend gegen die Scheibe fliegt, bis er Kopfschmerzen hat, kann sich jeder nur etwas Phantasiebegabe einbilden: Schau, schau, es regnet, es tropft gegen die Fenster. Sich umbreihen und einschlafen. Der Brummer will nichts von uns. Die nächtliche Mücke aber möchte sich an uns gütlich tun, uns schwächen, sich an unserem Blut betrunken trinken und noch tagelang juckende Andenken hinterlassen. Sie ist ein Vampir — und dazu noch ein feminer.

Alles Glück der Nacht ist ausgelöscht. Wer hätte das gedacht! Ohnmächtig knurrt die Intelligenz auf. Die Wut brütet schauerhaft schwarze Pläne.

Schon flattere ich, eine brennende Kerze in der Hand, durch die Kammer. Ich muß die Mücke fangen. Sie soll verbrennen, verkohlen, ja, verbrennen ohne Gnade. Hoch oben tanzt sie! Dieses Vieh!! Und draußen, vor dem Fenster, sind ihre Gespielinnen noch versammelt und schauen neidisch auf den Vrat, den in eigener Person zu stellen man mir die Ehre geben möchte. Ssssttt... sie rückt näher, fliegt Glorioten um meinen Kopf. Meine Augen

versuchen, sie in das Licht zu schmeißen. — Ist sie tot? — Oder strategischer als ich? Immer wieder weicht sie der Flamme aus. Behutsam rücke ich ihr auf den Leib. Halte ihr das Licht mit so viel Anmut entgegen, daß selbst ein ganz ausgelochtes Wesen eigentlich darauf hereinfallen müßte. Das dauert zehn, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde. Nie sind meine Augen so voll Daß gewesen. Die Hand beginnt zu zittern. Das Licht unruhiger zu flackern. Weiches, heißes Wachs klebt meine Finger zusammen. Auf dem Arm zeigt sich verschämt ein roter Fleck. Unbarmherzig hämmert die Kirche ihre Stunden ab.

Wut trübt schließlich die Überlegung. Ich mache Jagd. Springe aufs Bett — wieder herunter, mit dem Licht hinter der Mücke her. Springe auf — springe ab — springe vor — springe zurück — springe — springe — mit der Knie-scheibe an eine Stuhlkannte.

Dann — springe ich nicht mehr. Solch Schmerz macht uns alle hinkend. Begrabe rasenden Zorn, der in mir mit Schicksalsdemut streitet, unter Steppdecke und Kissen. — Die Kerze ist irgendwo auf den Teppich gefallen.

Grün grinst fahler Schimmer des neuen Tages.

Ssssttt... „Kommen Sie nur herunter, mein Fräulein! Ich gebe es auf. Der Kampf wird Ihre Nerven gereizt haben. Ich bin bereit! Tun Sie sich, bitte, ohne Furcht gütlich an mir. Aber dann lassen Sie mich, bitte, noch zwei Stunden schlafen!“

Welt u. Wissen

Die biologische Bedeutung des Pflanzenduftes. Früher benötigte man sich damit, die ätherischen Öle als Stoffwechsel-ergebnisse anzusehen, heute weiß man jedoch, daß sie nicht einfach Abfallstoffe sind, die der Pflanzkörper ausscheidet, sondern, daß die Duftstoffe, ob sie uns nun angenehm oder unangenehm riechen, lebenswichtige Aufgaben zu erfüllen haben. Wie Dr. Krause in der „Parfümerie-Zeitung“ ausführt, kommen sie für die Erhaltung der Pflanzen in dreierlei Art in Betracht: sie haben die Fortpflanzung zu sichern oder zu verhindern, daß die Pflanze von Tieren gefressen wird, oder schließlich auch einen Schutz gegen zu heftige Sonnenbestrahlung und Austrocknung zu bieten. Die von den Blüten ausgeschiedenen Duftstoffe sollen Insekten anlocken. Diese Tiere — vor allem handelt es sich um Bienen, Hummeln und Schmetterlinge — flattern durch den Duft angelockt, von Blüte zu Blüte, übertragen dabei den Blütenstaub von einer Pflanze auf die andere und vollziehen so die Bestäubung, als deren Folge Früchte und Samen ausgebildet werden. Der Wohlgeruch ist hier also in den Dienst der Fortpflanzung gestellt und nur dazu bestimmt, die dem Verkehr zwischen den einzelnen Pflanzen dienenden Insekten auf sich aufmerksam zu machen. Neben dem Duft, wie ihn die Rose ausströmt, kann auch der Gestank der indischen Wundernolle das gleiche Ziel erreichen. Ganz andere Aufgaben als die ätherischen Öle der Blüten haben die von den traufartigen Teilen der Pflanzen, vor allem die von den Blättern ausgeschiedenen Riechstoffe. Eine ihrer Hauptverrichtungen besteht darin, die betreffenden Gewächse gegen weidende Tiere zu schützen, sie vor Schnedenfraß oder ähnlichen Angriffen zu bewahren. Vor allem trifft dies für die vielen Öle zu, die einen scharfen, oft sogar etwas heizenden Geruch besitzen und denen infolgedessen meist auch ein ähnlicher übler, gewöhnlich etwas brennender Geschmack zukommt. Die Drüsen, die diese Öle ausscheiden, sind überaus empfindlich. So hat Haberlandt z. B. nachgewiesen, daß die Drüsen von Rautenarten bei leichten Krümmungen oder Spannungen, wie sie schon infolge oberflächlicher Berührung vorkommen, sich öffnen und das in ihnen enthaltene Öl austreten lassen, eine Erscheinung, die sehr wahrscheinlich dazu beiträgt, den Schutz gegen Fraß zu erhöhen. Neben der Aufgabe, ein Schutzmittel gegen Tierfraß zu sein, können die ätherischen Öle aber auch noch andere Zwecke erfüllen. Man hat beobachtet, daß stark riechende Pflanzen vorwiegend an sonnigen und trockenen Standorten wachsen, und von den Busch- und Strauchheiden des Mittelmeergebiets, den meist aus Myrten, Lorbeer und anderen Duftstoffpflanzen zusammengesetzten Mischungen ist bekannt, daß sie bei ruhigem, klarem Wetter schon von weitem durch ihren scharfen, würzigen Geruch auffallen. Diese Öle bilden in Gasform um die Pflanzen herum eine Hülle, eine Art Duftkreis, der Blätter und Stängel gegen die äußere warme Luft sowie gegen die allzu pralle Bestrahlung durch die Sonne schützt und sie vor der Gefahr des Vertrocknens bewahrt.